

MALKOWSKI, RAINER: *Was auch immer geschieht*. Gedichte. Frankfurt: Suhrkamp 1986. 72 S. Kart. 17,80.

Rainer Malkowski, 1939 in Berlin geboren und nach Tätigkeit in Zeitungsverlagen und Werbeagenturen seit 1972 als freier Schriftsteller im oberbayerischen Brannenburg lebend, hat bislang fünf Lyrikbände veröffentlicht, die ihm das Lob von Karl Krolow und Heinz Piontek eingebracht haben. Illusionslosigkeit und Schwerelosigkeit des Geglückten, außerordentliche Genauigkeit und strenger Kunstverstand, so lauten die Urteile seiner Dichterkollegen. Das gilt auch für seinen jüngsten Gedichtband. Er sammelt gleichsam 65 Beschreibungen von Realitätspartikeln und lyrisch anempfohlene Reflexionen, die eine zarte Melancholie verströmen. Beim Lesen der ruhig dahinfließenden Verse, in deren beständiger Strömung scheinbar „Beiläufiges – unverbunden“ dahertreibt, ist man gleichsam „Zeuge/der täglichen Erschaffung/der Welt“. Charakteristisch für Malkowskis Alltagsbilder, dem Leben abgepaust, ist deren lyrische Transparenz und allmähliche Verwandlung in bedeutungsschwere Sinnbilder, wie z. B. das Bild der beiden Alten auf dem International Airport in St. Louis: Sinnbild allen menschlichen Reisens und Abschiednehmens in unbeirrbarer Treue und Liebe. So gleichen viele seiner Gedichte Wechselrahmen, in denen das Leben selbst Bilder ausstellt, die „weder an den Falten-

wurf noch an den Stammtisch sich verraten, weder an die Brusttöne noch ans Schmatzen“ (Theodor W. Adorno). „Zunehmendes Licht“ verbreiten so Malkowskis Verse mitten in der Nacht, die einem schwarzen Fluß gleicht, in den ein Stern fällt: Sinnbild der „Liebe“ im gleichbetitelten Zweizeiler, dem kürzesten und wohl schönsten Gedicht des Buchs. Albert von Schirnding beschreibt zutreffend Malkowskis Gedichte als „Schwebezustand zwischen Poesie und Alltagsprosa, Augenblickspointierung und Beiläufigkeit“ und interpretiert sie als „lyrisches Plädoyer für die Gewöhnlichkeit“. Man könnte auch sagen, sie seien „Zufälligkeiten/aus einer größeren Zufälligkeit“, die dem aufmerksamen Leser zufallen als lyrisches Geschenk, das er auch dann noch behalten und lesen möchte, wenn ihm nur noch ein Jahr oder gar ein Tag bliebe bis zur Ankunft des Siegers in Todesgestalt, an den sich das letzte Gedicht des Bandes wendet. Im Kontext einer selbstkritischen Interpretation seines Gedichts „Einer muß der Letzte sein“ hat Rainer Malkowski gefordert: „Aber ein Gedicht muß mehr sein als ein leuchtender gedanklicher Gehalt. Auch die scharfsinnigste Analyse sollte es nicht ausschöpfen können. Ein Rest muß bleiben, für den es keine Worte gibt – außer eben denen, die das Gedicht selber enthält.“ Das genau ist hier der Fall.

E. J. Krzywon

Pädagogik und Philosophie

FOERSTER, Friedrich Wilhelm: *Manifest für den Frieden*. Eine Auswahl aus seinen Schriften (1893–1933). Hrsg. v. Bruno Hipler. Paderborn: Schöningh 1988. 202 S. Kart. 28,-.

„Welches sind eigentlich heute im modernen Leben die Fundamente der staatlichen Existenz?“ „Ist nicht die Ehrfurcht vor dem Rechte des Schwachen gerade ein Fundament jeder wirklichen leistungsfähigen Zivilisation?“ (89) Es sind Fragen Fr. W. Foersters aus dem Jahr 1902, Fragen, welche die Aktualität dieses „Manifests“ ebenso zeigen wie jener 1918 unerhört kühne Satz: „Die sitdliche Einigung Euro-

pas ist von nun an der einzig zuverlässige Grenzschutz“ (128).

Der Dokumentenband, den Bruno Hipler, Erwachsenenpädagoge an der Hochschule für Philosophie in München, vorlegt, vereint kleinere Schriften Foersters (1869–1966) aus den Jahren 1893 bis 1933 in kluger Auswahl und verständnisvoller Kommentierung. Foerster, seit 1892 bereits in der Friedensbewegung tätig, galt zu Recht als begabter Pädagoge; so viele aber seiner Pädagogik folgten, so wenige stimmten seinem Friedensengagement zu. Dieses wie auch seine Annäherung an das Christentum isolierten

Foerster zunehmend, bis die Gegnerschaft schließlich 1922 lebensbedrohend für ihn wurde. Fortan lebte er im Ausland, zuletzt bei Zürich, publizistisch noch 1961 tätig.

Der Ton der Dokumente läßt einen Mann erkennen, der am Unfrieden litt, dem die ätzende Schärfe eines Carl von Ossietzky aber ebenso fremd war wie die ironische Entlarvungstaktik des „Caligula“ eines Ludwig Quidde. Und wenn Foerster auch wie Reinhold Schneider vor dem Blick in die Abgründe dämonischer Gewalt und die mörderische Zukunft nicht verschont blieb, so verließ ihn doch nicht ein erhellender und ermutigender Optimismus, daß solide und dauerhafte Fundamente eines Völkerfriedens gelegt werden könnten.

Dabei verwahrte Foerster sich energisch gegen eine Ideologie, die den Frieden um jeden Preis will und setzte sich von einem „abstrakten Pazifismus“ ab (Dok. 23, aus dem Jahr 1932). Für Foerster hat sich der Wert des Friedens mit den Werten der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Freiheit zu vermitteln. Was ist aber von dem Vorwurf Eduard Sprangers zu halten, Foerster vertrete eine „Liebesethik“ und übergehe das Eigenrecht des Staates, der nicht nach den Grundsätzen der Individualmoral geführt werden dürfe? (in: Staat und Sittengesetz. Eine Auseinandersetzung mit Fr. W. Foerster, 1919). Foerster lehnte Sprangers pluralistische Ethik radikal ab, entwickelte vom Menschen her Werte und Normen, ohne jedoch tatsächliche Eigendynamiken und Komplexität des politischen Lebens zu übersehen. Dies beweist schon jener kostbare, 1930 fast nebenbei geäußerte Vorschlag für die schulische und außerschulische Erziehung, öfters „einen Gerichtshof zusammenzusetzen, um die jungen Leute anzuleiten, allen Seiten eines Streitfalls gerecht zu werden und eine Lösung zu finden, die den Frieden wahrt, ohne etwa Charakterlosigkeit zu begünstigen“ (173); dies wäre, so Foerster, eine Erziehung im Sinn „des Verständigungsziels, . . . der Anleitung zur Selbsterkenntnis und zur Übung des Gerechtigkeitssinnes“ (174).

Zu dem ansprechend gestalteten Band schrieb F. Pöggeler, Präsident der Fr.-W.-Foerster-Gesellschaft von 1959 bis 1983, ein Geleitwort, in dem er darauf aufmerksam macht, wie Foerster

es verstand, aktuelle Fragen immer von ihrem allgemeinsten politisch-ethischen Hintergrund zu beantworten und wie ihn somit alle politischen Fragen auf die Pflicht zur Völkerverständigung hinwiesen und eine „Völkerbundspädagogik“ entwerfen ließen. Der sehr informativen Einleitung hätten Gliederung und Straffung wohl getan. Ein Register hilft, auch wenn der Leser zu den vielen erwähnten Personen weitere Informationen gern entgegengenommen hätte. Zur Anmerkung auf S. 87: noch vor den genannten Jesuiten wandte sich gegen den Machiavellismus P. Pedro Ribadeneira (1526–1611) mit „De religione et virtutibus Principis christiani adversus Machiavellum“ (Madrid 1597).

N. Brieskorn SJ

Martin Heidegger – Unterwegs im Denken. Symposium im 10. Todesjahr. Hrsg. v. Richard WISSE. Freiburg: Alber 1987. 343 S. Kart. 68,-.

„Unterwegs im Denken“: Das Motto der Vorträge eines internationalen Symposions vom Jahr 1986 in Dubrovnik (Jugoslawien), die der Symposionsdirektor und Heidegger-Spezialist Richard Wisse (Mainz) herausgab, ist programmatisch für das gesamte Heideggersche Denken. Die Vortragsreihe verfolgt daher nur in Einzelfällen – etwa am Wandel des Begriffs der „Existenz“ (Walter Biemel, Düsseldorf) – den biographischen Denkweg Heideggers; ihr Grundduktus läuft auf den strukturellen Weg-Charakter des Heideggerschen Denkens hinaus. Die zwölf Referate verengen sich nicht auf eine huldigende Hommage für einen der größten Denker unseres Jahrhunderts, sondern befassen sich in einem ersten Teil („Auslegung“) rein „sachlich“ mit der Heidegger bewegenden „Sache des Denkens“, um dann im zweiten Teil („Auseinandersetzung“) auch kritisch Stellung zu beziehen.

Der erste Teil arbeitet besonders den Weg-Charakter des Heideggerschen Seinsdenkens anhand der verschiedenen Bestimmungen heraus, die als Raumbegriffe die enge wechselweise Beziehung von Sein und Mensch zum Ausdruck bringen: so das denkerische „Wohnen“ des Menschen in der „Nachbarschaft“ des Seins (Wisse), die „Nähe“ als Grundbegriff für dieses